

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

87 (15.4.1925) Die Mußestunde

kraft eröffnet, und so mandem Geheimnis ist die Wissenschaft hier trotz unermüdblicher Arbeit noch immer nicht auf die Spur gekommen. Aber gerade deshalb liegt es wie ein Wunder vor uns und läßt uns immer wieder von neuem staunen und sinnen, so oft wir das Frühlingskeimen beobachten.

Aus Welt und Wissen

Katastrophen, von denen man in Europa nichts hört. Im Jahrhundert der drahtlosen Telegraphie klingt es wie ein Märchen, daß gewaltige Erderstöße und Ueberflutungen der Erdoberfläche oder verheerende Unwetter und Ueberschwemmungen jahrelang in Europa unbekannt blieben. Und doch sind erst in der jüngsten Zeit Berichte über große Naturkatastrophen bekannt geworden, die schon vor 4 oder 5 Jahren ganze Landschaften und Städte Ostasiens und Sibiriens in Mitleidenhaft gezogen haben. Im ersten Fall handelt es sich um ein großes Erdbeben, von dem die chinesische Grenzprovinz Kansu am 16. Dezember 1920 heimgesucht wurde. Genaueres darüber teilte der chinesische Gelehrte Wong Weng Hao in den Veröffentlichungen der geologischen Gesellschaft für China mit. Der stärkste Stoß wurde am 16. Dezember, abends 7 Uhr, gespürt. Tausende von Wohnungen im östlichen Kansu wurden dabei zerstört. Zum Unglück sind die Wohnungen dieser Provinz fast durchweg in den weichen Löß (Lehm) gegraben, der eine bequeme Art der Wohnungsanlage ermöglicht. So wurden viele Menschen in den Lößhöhlen vergraben und starben, bevor ihnen Hilfe gebracht werden konnte. Eine chinesische Statistik spricht von 200000 Toten! Ganze Dörfer wurden umgeworfen, zerstört und fortgerissen. Zahlreiche Bergströme haben das Aussehen der Landschaft vollkommen verändert. Der chinesische Berichterstatter teilt noch mit, daß seit Beginn unserer Zeitrechnung bis zur Gegenwart schon 24 Erdbeben von nicht geringem Umfange diese Gegenden heimgesucht haben. — Auch von der Ueberschwemmung in der russischen Stadt Wernoi am 8. Juli 1921 ist bis jetzt in Europa nichts bekannt geworden. Der Fluß Klein-Amatinta schwell infolge eines fünfmonatigen Regens an und überschwemmte gegen 10 Uhr nachts die ganze Stadt. Ganze Gebäude mit Möbeln und Menschen wurden fortgeschwemmt. Das Wasser erreichte im Innern der Stadt eine Höhe von 10 Meter. Stellenweise wurden Wälder bis zu 25 Tonnen Gewicht abgelagert. Alle Menschen, die von der Flut überrascht wurden, kamen um. 150 Leichen sind festgestellt, 500 Personen sollen verschwunden sein.

Literatur

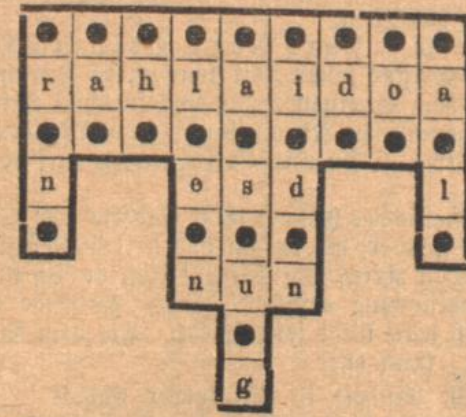
Wie der Atome, von Bertrand Russell. Uebersetzt von Dr. Werner Bloch. Französische Verlagsbandlung, Stuttgart 1925. Geheftet 60. 2.00, in Halbleinen gebunden 60. 4.50. — Dieses Buch ist wirklich ein Me. Es enthält alles über die Atome, was irgend wissenschaftlich ist, und bringt es doch in einer Form, die auch dem Anfänger in der Physik verständlich ist. Man kann es aber auch als eine Darstellung der Gegenwartsprobleme der Physik bezeichnen, da mit der neuen Atomtheorie fast alle Gebiete der modernen Physik überhaupt verknüpft sind. Das periodische System, die Röntgenstrahlen und die Röntgenpektroskopie, die Radioaktivität und die Relativitätstheorie werden in besonderen Kapiteln behandelt und in das Gebäude der Atomtheorie verflochten. Das englische Original ist nur mit zwei Zeichnungen ausgestattet, die deutsche Uebersetzung aber enthält eine große Anzahl von anschaulichen Bildern.

Eine Wanderung durch den menschlichen Körper von Dr. Hermann Deller, 176 Seiten, 124 Abbildungen, Preis gebunden 2.00 M., Ray Hofes Verlag, Berlin W 15. — Jeder hat das Bestreben möglichst lange, gesund und glücklich zu leben. Die harte Zeit nach dem verlorenen Krieg mit ihrem verstärkten Konkurrenzkampf erfordert kräftige, widerstandsfähige Menschen. Dieses Ziel zu erreichen ist gar nicht so schwer. Jeder verständigen wir uns fast täglich gegen die elementarsten Gesetze der Gesundheitspflege, vergewaltigen wir unseren Körper in der unerhörtesten Weise. Die Mehrzahl dieser Sünden ist auf Unwissenheit, selbst bei den Gebildeten. Einer der bekanntesten medizinischen Autoren hat sich zur Aufgabe gestellt, uns, wie ein Ingenieur durch einen großen Fabrikbetrieb, durch das Wunderwerk des menschlichen Körpers zu führen, Zweck und Funktion derselben zu erläutern. Die Aufgabe ist glänzend gelöst, das Buch lieft sich wie ein spannender Roman und niemand wird es aus der Hand legen ohne reiche Belehrung und großen Nutzen für seine Lebenshaltung, für seine Gesundheit geschöpft zu haben.

Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von Ged & Cie., beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätsellecke

Spitzen-Rästel



Die Punkte dieser obigen Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, damit die senkrechte Wörter entstehen. Sind es die richtigen, so nennt die oberste waagrechte Linie ein neues Wort.

Buchstaben-Rästel

Erfreulich wirds dem Autor sein, Wenn du an seinen Werken lobst; — Schieb noch ein kleines Zeichen ein, Dann findest du gewiß am Obst.

Auflösungen der Rästel der Nummer der 15. Woche

Bilder-Rästel: Ist die Musik von echtem Klang, so klingt die Seele mit.

Viered-Rästel: Federhalter, Gekörzimmer, Trommelfell, Bucheinband, Niederlande, Joensceping, Tennisspiel, Tintenstift, Granitstein, Morgenstern, Sonntagstagen: Frohe Diern.

Wichtige Lösungen sandten ein: Frau Anna Schilpp, Karlsruhe.

Witz und Humor

Scheiden tut weh... Lieschen steht nächstlicherweife mit ihrem Schatz im Schatten des Hausflurs. Der Vater hat sie kommen gehört und wartet eine halbe Stunde wartet eine Stunde. Lieschen erscheint nicht. Da zieht sich der Vater den Schlafrock an, nimmt ein Tealicht, geht an die Treppe und ruft herab: „Hören Sie mal, junger Mann! Falls die Morgenzeitung kommt, ehe Sie mit dem Gute-Nacht-Sagen fertig sind, können Sie gleich mal nachsehen, wer das Sechstageessen gewonnen hat.“

Nicht vergessen. Er: „Wollen Sie meine Frau werden?“ — Sie: „Machen Sie sich doch nicht so lächerlich!“ — Er: „Ich weiß, es ist lächerlich, aber ich bin nicht so wäflerisch wie andere Männer!“

Der kranke Fritz. Fritz ist krank, der Arzt kommt und Mutter sagt, er soll schon die Junge zeigen. Fritz ist etwas erschauert über diesen Wunsch und fragt dann begeistert: „Du, Mutti, soll ich ihm auch eine lange Nase machen?“

Die liebliche Braut. Einem jungen Mann aus feiner, aber arg verschuldeter Familie hatte der Heiratsvermittler eine schmer reiche Braut anzuweisen. Im Bahnhofsbüfett 2. Klasse sollte die gegenseitige Vorstellung stattfinden. Als der junge Mann mit dem Heiratsagenten kam, sah die Dame schon da. Der junge Mann wurde ihr vorgestellt und er sagte dann leise zum Heiratsvermittler: „Aber die Dame hat ja einen Wudel!“ — Dieser nickte bloß. — Da meinte der junge Mann: „Und falsche Zähne und falsche Haare hat sie auch.“ — Da sagte der Heiratsagent: „Neden Sie nur laut, sie hört nämlich nichts.“

Schwärmerei. „Ich mache mit von der Ehe eine herrliche Vorstellung!“ — „Möglich, aber ich fürchte, es werden nachher bloß Esenen!“

Opposition. Arzt: „Es hilft nichts, ob Sie wollen oder nicht, das Pulver müssen Sie nehmen!“ — Patient: „Na wenns nichts hilft, warum soll ichs nehmen?“

Nach bekanntem Muster. Ein Geschäftsmann will einem Mann zum Zeitanfänger annehmen und nennt ihm den Preis, den er dafür bezahlen will. Der Arbeitsmann schüttelt aber den Kopf und sagt: „Ne, dafür kann ich keine Zettel klieben. Det is viel zu wenig. Immer klieben und klieben lassen, lieber Herr.“

Die Rufezeitung

Zur Unterhaltung und Belehrung

16. Woche

Karlsruhe, den 15. April

1925

Bundeslied für den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein

Von Georg Herwegh.

Auf Drängen Lassalles dichtete Herwegh im April 1864 dieses erste Kampflied der deutschen Arbeiterbewegung.

You are many, they are few.
(Ihr sind viele, ihrer sind wenige.)

„Brot und arbeit!“ ruft die Welt,
„Brot kurz!“ denn Zeit ist Geld.
„An die Türe post die Not —
„Brot kurz!“ denn Zeit ist Brot.

Und du aderst und du fäst,
Und du nistet und du näst,
Und du hämmerst und du spinnt —
„Sag' o Volk, was du gewinnst!“

Wirft am Rebstuhl Tag und Nacht,
Schürft im Erz- und Kohlenhacht,
Füllt es hoch mit Wein und Korn.

Doch wo ist dein Mahl bereit?
Doch wo ist dein warmer Herd?
Doch wo ist dein scharfes Schwert?
Doch wo ist dein scharfes Schwert?

Alles ist dein Werk! o sprich,
Alles, aber nichts für dich!
Und von allem nur allein,
Die du schmiedst, die Kette dein?

Was ihr hebt ans Sonnenlicht,
Schätze sind es für den Widst;
Was ihr webt, es ist der Fluch
Für euch selbst — ins bunte Tuch.

Was ihr baut, kein schükend Dach
Hat's für euch und kein Gemach;
Was ihr kleidet und beschuhet,
Tritt auf euch voll Uebermut.

Menschenbienen, die Natur,
Gibt sie euch den Honig nur?
Sekt die Drogen um euch her!
Habt ihr keinen Stachel mehr?

Mann der Arbeit, aufgewacht!
Und erkenne deine Macht.
Alle Räder stehen still,
Wenn dein harter Arm es will.

Deiner Dränger Schar erbläst,
Wenn du, müde deiner Last,
In die Erde lehnt den Pflug;
Wenn du ruffst: Es ist genug!

Brecht das Doppelschiff entzweit!
Brecht die Not der Slaverei!
Brecht die Sklaverei her Not!
Brot ist Freiheit, Freiheit Brot!

Georg Herwegh

Von Max Ed. Troll.

Kein Dichter von und nach Herwegh hat in einem solchen Maße die Köpfe der hiebermeistlichen Spießbürger des barmärzlichen Deutschlands in Siebesichte gebracht wie Georg Herwegh.

Er war der Dichter der absoluten Freiheit. Das durch kleinliche Fürstentümer zerteilte deutsche Volk wollte er geeint wissen, aber nicht unter einem deutschen Kaiser, schon um deswillen nicht, weil er aus der Geschichte wußte, daß diese Erbsmonarchisten doch nur die Privatinteressen ihrer Familien und des dazu gehörigen Klüngels des Adels und der Klerisei jederzeit über die Interessen des gesamten Volkes stellten. Herwegh war daher von ersten bis zum letzten Atemzug Republikaner.

Sein erster Gedichtband „Gedichte eines Lebendigen“ hatte einen in Deutschland vorher nie gekannten Erfolg, weil er das aus sprach, was in Millionen Herzen geahnt, aber nicht vollbewußt an Wünschen schlummerte. „Der Drang nach Freiheit, nach der Befreiung von monarchistischen Sklavenketten, nach der Selbstbestimmung der Geschichte des deutschen Volkes.“ Die französische Revolution von 1789 und die französische Kulturrevolution von 1830, ihr Ruf nach „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ hatte die Sehnsucht nach der Befreiung aus Tyrannenherrschaft nicht mehr zur Ruhe kommen lassen. Zudem hatten die gebrochene „Ehrenwörter“ der deutschen Fürsten, die nach den Befreiungskriegen, dem Volke als Lohn für das im Kampf geklossene Blut eine Verfassung zu geben versprochen, die Geister in dauernder Erregung gehalten.

Nach den Massakern schlug als Erster der Oesterreicher Anastasius Grimmer, hinter welchem Heudonur sich Graf Anton von Auersperg verbarg, die Trommel gegen die Fürsten in den „Spaziergängen eines Wiener Boeten“.

Im 1840 lebte der Jynismus Heinrich Heines den Kampf fort. 1841 erschienen Herweghs „Gedichte eines Lebendigen“. Herwegh wollte mit diesen Gedichten, wie er in seinem Gedicht „An die deutsche Jugend“ sagt, den „Geist der neuen Welt“ predigen.

„Doch rief nicht ich, bei Gott, nicht ich zum Streit
Zum Streite rufst der neue Geist der Welt!“
Hofmann von Fallersleben „Unpolitische Lieder“.
Dingeldeys „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächlers“ bereiten ferner die Siebestimmung des Aufstandes von 1848 vor.

Herwegh hat sich oft über die Aufgabe des Dichters ausgesprochen: „Der Dichter muß die Hütte, nicht den Palast, das Volk, nicht den Menschen, bejagen. Im Streit der Meinungen muß er Partei ergreifen.“

Freiwillig zweifelhaftes Sak: „Der Dichter steht auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Partei!“ hat Herwegh glänzend abgefertigt mit dem Gedicht: „Partei“, in dem es u. a. heißt:

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verkennen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebat?
Nur offen wie ein Mann: Für oder Wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei!

Was aber Herwegh dem Proletariat besonders nahebringen mußte, ist die Tatsache, daß er einer der ersten proletarischen Dichter war. Zwar sind es nur wenige Gedichte, die diese sozialistische Tendenz zeigen. In erster Reihe stehen die beiden Gedichte „Dem armen Jakob“ und „Von der kranken Lise“. Sie wirken heute noch so aktuell wie damals. Das Soziale in diesen Gedichten hatte neuen unerhörten Klang. Die wackere und kluge Braut und spätere Gattin Herweghs, die Tochter Emma des Berliner Kaufmanns Johann Gottfried Siegmund, stellten

hatte ein Dichter und Künstler und Politiker einen tapferen Lebenskammerad und Gefinnungsgenossen! schrieb zu dieser bedeuten- den Gedichten in einem Brief an Herwegh vom 19. Jan. 1848:

„Wann gibst Du Deine Gedichte heraus? Ich trage große Verlangen danach. Solche, wie die „Lise“ und der „Jakob“ haben am ersten die Massen.“

Am 20. Januar desselben Jahres schrieb sie an ihn: „Mit dem Armen Jakob“ habe ich heute meinen Gottes- dienst gehalten. O, schreib immerzu, das sind die Klänge, die bis ins Mark des Volkes dringen, daß ich imstande sein möchte, zu solchen Liebern Dich zu begeistern. Wenn man statt albernem Predigern solch Gedichte dem Volke von der Kanzel vortrüge, es würde anders wirken, als tausend Ser- monen. Ja, mein Herz, Du kannst lieben das fühle ich. Nur wer das Elend der Menschheit in allen seinen kleinsten Bewe- gungen mit durchlebt nur wer das jammervolle Geschick des Einzelnen ganz mitzufühlen, ganz zu würdigen weiß, der kann lieben im Vollgenusse des Wortes.“

Benige Tage später, am 8. Februar, schrieb sie ihm: „Dein Entschluß, den zweiten Band Gedichte früher zu veröffentlichen, macht mir Freude. Ich bin sicher, sie werden eine große Wirkung auf das politische Volksbewußtsein haben, und wer weiß, ob sie nicht die Vorläufer einer gro- ßen, bewegten Zeit werden. Wenn der Eindruck nicht nur Eindruck bleibt, nicht zur Tat wird, dann hol' der Kauder die ganze Schreiberlei. Aber, Du wirst sehen, die „Kranke Lise“ und der „Arme Jakob“ finden den Weg zu den Gärten der Armen, und ist erst das Volk gewonnen, dann kann man das Beste erwarten. Nur aus der Masse der Proletarier ist jetzt ein Ostern zu erwarten, daß es daher kommt, und wir es noch feiern helfen, steht klar vor meiner Seele.“

Daß sich Emma Herwegh wie Herwegh selbst in dem Tempo der Aufwärtsentwicklung des Proletariats läuschten, ist die stille Tragödie aller wahrhaften Idealisten und Vorkämpfer. Was uns Sozialisten den Dichter Herwegh aber besonders nahe bringt, ist das erste Kampflied der deutschen Arbeiterbewegung, das er auf Drängen Lassalles im April 1864 vollendete. Das Gedicht wurde das „Bundeslied für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterver- ein“. Lassalle, der unermüdbare, unübertreffliche Organisator und Agitator für die Arbeiterbewegung, wußte sehr wohl den Wert eines guten Kampfliedes zu schätzen. Ehe das Lied ge- schrieben war, hatte Lassalle bereits den Komponisten bestimmt und zwar keinen Geringeren als Hans von Bülow. Immer, ohne Ermüden erwähnt Lassalle den säumigen Dichter. So schreibt Lassalle am 8. Oktober 1863 an Herwegh:

„Wo bleibt Ihr Hilfskorps, das gestülpte Gedicht? Nie käme es mehr zurecht als jetzt. Bülow schwärmt bereits bei dem Gedanken, es zu komponieren. Er will es sowohl ein- stimmig als vierstimmig, als noch in verschiedenen Formen tun. Aber... Eile! Eile! Die Arbeiter wissen schon lange von diesem ihnen versprochenen Cadeau (Geschenk, d. Ned.), mahnen mich in allen Briefen darum, und ich weiß schon nicht, was ich ihnen antworten soll, ohne Sie anzuklagen.“

Am 5. November des gleichen Jahres dankt Lassalle für das „wahrhaft vortreffliche Gedicht“ und berichtet über die Auf- nahme:

„Es hat neulich (Montag) im Arbeiterverein den laute- sten Enthusiasmus hervorgerufen. Und auf meine Aufforde- rung hat sich die ganze Versammlung zum Zeichen des Dankes für den Dichter erhoben.“

Und heute nach über 60 Jahren, seit der Entstehung des Liedes begeistert es wie bei seiner ersten Kundgabe durch Lassalle die Arbeiterchaft. Was im „Armen Jakob“ und in der „Kranke Lise“ der Arbeiter als dahinsiechend dargestellt, so er- scheint der Arbeiter im „Bundeslied“ sich seiner Kraft, der Macht der proletarischen Solidarität bewußt.

„Mann der Arbeit aufgemacht!
Und erkenne Deine Macht!
Alle Mäder stehen still,
Wenn dein harter Arm es will.“

Noch kurz seien einige biographische Notizen aus Herweghs Leben angefügt: Am 31. Mai 1870 wurde er als Sohn prole- tarischer Eltern, sein Vater war Heiner Gastwirt in Stuttgart, geboren. Der Vater war angeblich skandinavischer Herkunft und in Gessen-Darmstadt geboren. Die Lebens- und Vermögens- verhältnisse im elterlichen Haus waren äußerst dürftig. Bis zum zwölften Jahre besuchte der junge Herwegh das Stuttgarter Gymnasium. Mit 14 Jahren bezog er als Seminarist das Paulsconner Kloster zu einem vierjährigen wissenschaftlichen, auf die Universität vorbereitenden Kursus. Nach Beendigung dieses Kursus ging er an die Tübinger Universität zum Studium

der Theologie. Die Herren Professoren des Tübinger Stifts mußten aber gemittelt haben, daß in dem jungen Herwegh nicht das Zeug zu einem späteren protestantischen Pastor steckte und entzogen ihm das Stipendium. In einem Brief an seine Mutter schreibt er:

„Die Kangel hattest Du mir zugebracht
Und drauf zum Nachschlagen mich gemacht,
Was ist von alledem geblieben?
Die Poesie!“

Mit 20 Jahren kam er als freier Literat nach Stuttgart zurück. Widerwille gegen den Samstagsdienst ließ ihn in die Schweiz flüchten. In Emmishofen im Kanton Thurgau fand er Unterschlupf und ernährte sich hier kümmerlich durch schrift- stellerische Arbeiten. Vor allem war er Mitarbeiter an dem liberalen Blatt „Deutsche Volkshalle“, das der deutsche Prächt- ling Dr. Birch, einer der Redner beim Hambacher Fest (27. Mai 1832) in Belleue bei Konstanz herausgab. In Zürich schuf er dann im Jahre 1840 und 1841 die ersten deutschen Dichternest. Weispiellos war der Erfolg. Selbst Leute, die keine überzeugte Republikaner waren, konnten sich dem Wohlklang und der Macht seiner Verse nicht entziehen.

Es würde zu weit führen, wollte man auch nur mehrere Epochen aus Herweghs Leben zitieren. Nur zwei seien be- sonders hervorgehoben: Seine Audienz beim König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., die erfolglos verlief und seine Ausweisung aus Preußen zur Folge hatte. Der Haß des arn- seligen, wortbrüchigen Hohenzollern gegen den Dichter der Re- publik ging so weit, daß er sogar die von Zürich aus geplante, noch nicht erschienene Herweghsche Zeitschrift, den „Deutschen Boten“ für Preußen verbot. Wer denkt bei dieser Audienz nicht an Posa und König Philipp? Herwegh selbst hat sich über diese Audienz bissig geäußert:

Aranjes, in deinem Sand
Wie schnell die schönen Tage schwanden,
Wie ich vor König Philipp stand
Und seinen ufermächtigen Gauden.
Er hat mir Weisfall zugewidmet,
Als ich gepfeilt den Posa.
In Berlin hab' ich ihn entzickt,
Doch ihm gefiel nicht meine Prosa.

Der Erfolg der Deutschlandreise im Volk und bei den Stu- denten, die im Gegensatz zu heute auf die Republik und die Farben schwarz-rot-gold schwarz waren, war außerordnungs- lich. In Dresden lernte er den russischen Anarchisten Baku- nin kennen, mit dem ihn zeitweilig eine innige Freundschaft verband. Und in Berlin fand er die tapfere treue Gefährtin seines Lebens. Auch eine richtige Erkenntnis nahm er nach der Schweiz mit:

„Mit der liberalen Bourgeoisie werden wir nie siegen, wir müssen die Sympathie der Massen finden, sonst geht es nicht und wird ein Sieg immer nur ein momentaner sein.“

Die zweite wichtige Episode aus Herweghs Leben ist seine aktive Teilnahme an dem badiischen Aufstand im Jahre 1848 mit der „deutschen demokratischen Legion“, die er aus in Frankreich lebenden Deutschen bildete. Mit ihr ludte er Struve und Hecker zum Siege zu verhelfen. Bei Friedebaldsosen- bach erlitt die Legion eine völlige Niederlage. Nur durch eine an Abenteuer reiche Flucht nach der Schweiz konnte er sich mit Frau Emma auf Schweizer Boden retten. Bürgerliche Literatur- schreiber und Königsoldschreiber suchten — leider nicht ohne Erfolg — seine Flucht als Akt der Feigheit mit der verlogenen „Epigleberggeschichte“ darzustellen. Das bekannte „Gudatien- lied vom großen Hecker“ suchte diese Lüge ebenfalls als Wahr- heit zu unterstellen. Tatsache ist, daß Herwegh und seine Frau in dem Scharmittel erst in dem Augenblick flohen, als der Kampf bereits entschieden war. Die Fürsten hatten auf seinen Kopf die stattliche Rangprämie von 4000 Gulden ausgeschrieben.

Zürich und Paris waren für die Folgezeit des Dichters Auf- enthalt. In den Jahren nach 1848 fühlte sich Herwegh, wohl in der Nachwirkung des Mißerfolges seiner Expedition nach Pa- den, zum Pessimismus Schopenhauers hingezogen. Des großen Philosophen „Parerga und Paralipomena“ las er mit größter Anteilnahme. 1851 hatte er mit Frau Emma wiederum Zürich zum dauernden Aufenthalt gewählt. Rißt, der Komponist, den Herwegh schon von Paris her kannte, schrieb in einem Briefe an seine Freundin, die Fürstin Jahn-Wittgenstein:

„Herwegh ist in einer Masse wissenschaftlicher Bücher und chemischen und optischen Apparate vergraben wie Dr. Faust.“

Seit einigen Jahren macht er naturwissenschaftliche Stu- dien und schließlich beschäftigt sich Herwegh mit dem Sandkrit und dem Hebräischen. An der Züricher Universität hörte der nunmehr Vierunddreißigjährige Psychologie bei Molechott,

Mineralogie bei Volger, Sanskrit und altarische Sprachen bei Schweizer. Herwegh fügte sich, wie viele seiner Zeitgenossen meinen, nur deshalb auf die verschiedenartigsten Wissensge- biete, um die Enttäufung über den Beschlag des menschlichen Aufstandes zu betäuben.

In Paris lernte er Carl Marx, Heinrich Heine und andere führende Geister jener Zeit kennen, in Zürich Richard Wagner, mit dem er einen regen Briefwechsel hat. Herwegh verlebte dem chemischen Revolutionär vom Dresdener Maiauf- stand Wagner, nur sein Freundschaftsbündnis mit dem Wagner- künig.

Nach der Amnestie des Jahres 1866 siedelte der Dichter nach Baden-Baden über, wo er am 6. April 1875 verstarb. Auch nach dem siegreichen Krieg von 1870/71 ließ er sich nicht von der allgemeinen Begeisterung erfassen. Das „Deutsche Reich“ vom 18. Januar 1871 war nicht sein Ideal. In dem Gedicht „Die Siegestrunkenen“ sang er:

„Ach, Einheit ist ein leerer Schall
Wenn sie nicht Einheit ist im Guten.“

Das Deutschland der 30 Fürsten entsprach nicht seinem re- publikanischen Ideal: In demselben Gedicht sagt er von dem neuen Deutschland:

Einheit des Rechts ist kein Schild,
Der uns bewahrt vor Unterdrückung,
Nur, wo als Recht das Rechte gilt,
Wirb sie zum Segen, zur Beglückung.
Nur diese war's, die wir erstrebt,
Die Einheit, die man auf den Namen
Der Freiheit aus der Taufe hebt,
Doch Eure stammt vom Teufel: Amen!

Die Entwicklung des deutschen Kaiserreichs von Versailles des 18. Januar 1871 bis zum Versailles des Friedens vom 1919 hat dem Dichter rechtgegeben.

Vom ersten bis zum letzten Atemzug ist der Dichter Herwegh seinem republikanischen und Menschheitsideal treu geblieben ungedacht aller Verfolgungen, die er erdulden mußte.

Wäre es ihm und den anderen Freiheitskämpfern des Vor- märz nach gegangen, dann hätten die Hohenzollern, Gabsburger, Wittelsbacher, Coburger usw. schon in den 48er Jahren ihre Kränze zum Segen des deutschen Volkes schmitten müssen. Und es hätte kein 1866 kein Königreich gegeben. Auch kein 1870 und aller Berechnung nach auch keinen Weltkrieg 1914—18.

Das Geheimnis des Keimens

Neue Forschungsergebnisse über das Erfindungsleben der Pflanzen. M. v. Lütgen dorff.

In breiten, leuchtenden Strömen flutet die Frühlingssonne über die Erde und wärmt und weckt sie zu neuem Aufsteigen. Und alsbald regt sich denn auch tief drinnen im Boden. In ungezählten Millionen und Milliarden von Samenörnern er- wachen mit einem Mal die rätselhaften Kräfte, die so mächtig zum Leben drängen und die jungen Keime hinaufzuwachsen lassen durch festes Erdbreich und Gestein hindurch, bis sie endlich das lebenspendende Sonnenlicht erreichen.

Das alles erscheint uns so selbstverständlich und einfach, und doch ist es alles eher als das. Denn noch ehe so ein junger Keim die harte Samenhülle sprengt und verläßt, hat er schon eine ganze Reihe von Lebensprozessen hinter sich, von denen es ebbing wann, ja, ob er überhaupt das Tageslicht erblicken würde. In jüngster Zeit hat der Botaniker Hermann Fischer eine Anzahl von neuen Forschungsergebnissen über die Pflanzenteilung zusammengestellt und uns damit einen geradezu verblüffenden interessanten Einblick in das Erfindungs- leben der Pflanzen gegeben. Ist doch kaum ein Vorgang im Naturgeschehen so geheimnisvoll und wunderbar, wie dieses ins Lebensknein-Suchen, Taffen und Wachsen eines Keimlings.

Was der Keimling für seine erste Lebenszeit an Nahrung bedarf, das hat ihm Mutter Natur zum Teil schon im Samen- form, in dem er ruhte, mitgegeben, allein es fehlt ihm doch noch so mancher lebensnotwendige Stoff, so vor allem das Wasser. Gangnahrerarm ist zwar der Same an sich nicht, da er im Vor- maßstadium etwa 10—15 Prozent Wasser enthält, aber entwickeln kann er sich nur dann, wenn ihm noch weitere 75—80 Prozent Wasser von außen zugeführt werden. Gesunde Keimung erfor- dert also unter allen Umständen genügende Wasseraufuhr. Hier- bei zeigen sich überaus interessante Unterschiede insofern, als ölhaltiger Samen weniger Wasser bedarf und zwar nur 50—60 Prozent, während starkemehlhaltige Samen bis zu 100 Prozent Wasser aufnehmen vermag. Daraus schäblich ist es aber, wenn während der Keimung zuviel Wasser zugeführt wird, weil dadurch der Zutritt des Luftsaurestoffes gehemmt wird. Aus demselben Grund hat es sich auch als ziemlich gneodis erwiesen,

Saatgut zur rascheren Keimung vorzuquellen. Während der Keimung findet nämlich eine wesentlich gesteigerte Atmungs- tätigkeit statt, bei der es natürlich nicht an Sauerstoff fehlen darf. Jede äußere Einwirkung, die während des Keimungs- stadiums den Sauerstoffzutritt hindert, gefährdet also gleichzeitig auch die Keimung selbst.

Im allgemeinen ist zu einer gesunden Keimung ferner eine gewisse Wärme notwendig, doch gibt es merkwürdigerweise auch Pflanzen, wie z. B. zahlreiche Wasser- und Hochgebirgs- pflanzen, die erst dann auskeimen, wenn der Samen vorher tüg- tig durchgefroren war. Kommt es zufällig längere Zeit nicht zu starkem Frost, so müssen solche Samen nicht selten Jahre hindurch auf ihre Keimung warten. Neben der Temperatur spielt auch das Licht bei der Keimung eine sehr wichtige Rolle; es aber ebenso wie die Wärme kann auch das Licht unter Umständen nicht nur för- dernd, sondern auch hemmend wirken. Denn so wie es Pflanzen gibt — einige Wasserpflanzen gehören zu ihnen, desgleichen gewisse Gräser, ferner unser Leberblümchen, die Schlüsselblume, das Heidekraut u. a. m. —, die man „Lichtkeimer“ nennt, weil ihre Kei- mung durch Lichteinfluß gefördert wird, so gibt es auch wieder Ge- wächse, die zu ihrer Keimung absoluter Dunkelheit bedürfen. Diese Empfindlichkeit geht z. B. beim Schwarzwümmel so weit, daß sein Samen durch vorzeitige Belichtung die Keimkraft über- haupt einbüßen kann.

Noch sehr wenig bekannt und erforscht ist die eigenartige Tatsache, daß die Keimung gewisser Pflanzen nur unter Mitwirkung anderer Lebewesen vor sich gehen kann. Es läßt sich da zunächst an Wasserpflanzen beobachten, deren Keimung nur bei Anwesenheit von Nützlingsbakterien erfolgt, dann aber auch an gewissen Orchideen, die sich nur nach halt- gedundener Infektion mit einem Wurzelpilz entwickeln können. Will der Gärtner eine solche Orchidee im Glashaus züchten, so muß er vor allem dafür sorgen, daß das Erdbreich mit dem Pflanz- gesteck durchsetzt ist, da der Eintritt des Pilzes in die Wange durch die Wurzel, also unterirdisch, erfolgt. Andernfalls ist es unmöglich, die Orchidee zu ihrer natürlichen Entwicklung zu bringen.

Eine überaus seltsame Erscheinung sind ferner die Kei- mungsstadien. Manchmal lassen sie sich allerdings mit Störungen, die von außen auf den Samen einwirken, erklären, doch in vielen Fällen gehört es zur natürlichen Entwicklung einer Pflanze, daß zwischen der Keimung des Samens und der Bildung der Keimblätter Jahre liegen! So eine merkwürdige Entwicklungsform zeigt uns die Wäre n r a u b e. Ein ganzes Jahr liegt ihr Same im Boden, ehe der Keimling die Samen- schale sprengt; aber auch dann denkt er noch lange nicht ans Weiterwachsen. Zwei Jahre müssen noch vergehen, und diese wollen zwei Jahre muß der garte Kern des Samens ohne andere Schutzülle als ein dünnes Häutchen liegen bleiben. Dann erst wächst ein Würzelchen aus ihm, auch die Keimblätter bilden sich nicht eher. Wir wissen weber, woran diese Verzögerung liegt, noch ob der Pflanze durch diesen Entwicklungsprozess irgendein Vorteil erwächst.

Viel, sehr viel ist schon über die Keimungs möglich- keiten alter Samen geforscht und geschrieben worden, doch die Ansichten hierüber sind sehr geteilt. An die Keimung der Weizenkörner die man in den Pyramiden fand, glaubt freilich wohl niemand mehr im Ernst; aber daß die Keimungskraft in manchen Samen ganz ungewöhnlich lange Zeit, ja selbst Jah- hundertlang erhalten bleibt, hat sich neuerdings weber in einem bemerkenswerten Fall gezeigt. In den uralten Ver- werten von Laurion in Griechenland fand man nämlich zwischen den Gesteinsblöcken Samen einer Keimkrautart (Silene juve- nalis), deren Alter auf mindestens 1500 Jahre geschätzt werden mußte, und die gleichwohl noch zum Keimen gebracht werden konnten. Es scheint überhaupt, daß bei vielen Samen — typische Beispiele hierfür sind Gurke und Kürbis — die Keimkraft mit dem Alter eher zunimmt, als daß sie sich verringert. Samen, die man den natürlichen Bedingungen möglichst entsprechend auf- bewahrt, erhalten ihre Keimfähigkeit jedenfalls viel länger, als man früher angenommen hat. Auch ungenügend gereifte Samen sind übrigens zum Keimen zu bringen; sie laufen sogar leichter auf als gereifte, allein die Folge solcher frühen Keimungen sind immer Keimlinge, die ebenso schnell, wie sie sich entwickelten, auch wieder zudrunde gehen. Die Keimfähigkeit der Samen soll sich auch verschieden verhalten, je nachdem man sie bei trockenem oder feuchtem, heißem oder kühlem Wetter erntet. In großem Gegensatz zu den Langlebig- en Keimern stehen dann wieder jene Samen, die ihre Keimkraft schon nach auffallend kurzer Zeit verlieren. Zu ihnen gehören in erster Linie die Weiden, unter denen es Arten gibt, deren Samen nur einige Tage lang keimfähig bleiben, sowie die Rappeln, die gleichfalls schon nach ganz kurzer Frist ihre Keimkraft einbüßen.

Man sieht, es ist ein großes Forschungsgebiet, das uns das kleine unscheinbare Samenköndchen und seine gewaltige Lebens-